

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 52. Bromberg, den 18. Juni 1924.

Du sollst nicht richten.

Roman von Erich Friesen.

(4. Fortsetzung.) — Nachdruck verboten.)

Schweigend trat Irmgard ans Fenster und zog die schweren, grünseidenen Vorhänge auseinander, so daß die letzten Strahlen des heimgehenden Sonnenballs auf Bruno Hasselrodes scharfe, jetzt etwas gespannte Züge fielen.

„So, Onkel! Das Dämmerlicht beängstigte mich. Nun, bitte, laß die Gründe hören!"

Und ruhig, ja mit einer gewissen Nonchalance, hie und da blaue Ringelwölkchen in die Luft blasend, erzählte der Mann, wie er nicht leugnen wollte, daß er und sein Bruder über die späte Heirat ihres Vaters äußerst aufgebracht waren, besonders, da die zweite Frau, eine ganz einfache Person, sich als Nachfolgerin ihrer stolzen, vornehmen Mutter absolut nicht geeignet habe; wie der Vater gesagt hatte, die Söhne mögen ihm doch sein Vergnügen lassen, pekuniär sollten sie durch diese zweite Heirat keinen Pfennig verlieren; wie es dennoch zu Zank und Streit zwischen ihnen gekommen war; wie die Söhne plötzlich an das Sterbelager des Vaters berufen worden waren und dort die ganze Liebe und Zärtlichkeit des Alten für seine Söhne wieder zum Durchbruch gekommen war; wie er dann gestorben war mit seiner erkaltenden Hand in der seines ältesten Sohnes, während die junge Frau abseits stand; wie es sich bei der Testamentseröffnung herausgestellt habe, daß diese beiden Söhne aus erster Ehe zu Universalerben eingesetzt waren; wie sie trotzdem aus reinem, großmütigem Mitleiden der Witwe jene namhafte Summe ausgesetzt hatten — unter der Bedingung, daß sie sich von ihren vornehmen Verwandten fürderhin vollkommen fern halte ....

In immer steigender Erregung hörte Irmgard zu. So war also alles wahr, was jene Salomea Alsen erzählt hatte — alles! Nicht nur die Hartherzigkeit des alten Baron Udo, der sein junges, krankes Weib mittellos in dieser grausamen Welt zurückgelassen — nein, auch die Mitleidslosigkeit ihres eigenen Vaters, der sich mit dem ungerechten Testament einverstanden erklärt hatte!

„Wie konnte mein Vater —" hauchte sie schmerzlich.

„Dein Vater lebte nur seiner Familie!" fiel Bruno mit einer grandiosen Geste ein. „Deine Mutter — du erinnerst dich ihrer wohl kaum, Irmgard? — war aus sehr vornehmem Hause und überaus stolz. Niemals würde sie die niedrig geborene zweite Frau ihres Schwiegervaters anerkannt, mit ihr verkehrt haben. War es nicht das beste so, die Person abzufinden? Ich kann deinen Vater deshalb nicht tadeln."

„Und ich will ihn nicht tadeln!" erwiderte Irmgard leidenschaftlich. „Was mein Vater tat, wird das Rechte gewesen sein. Und doch —"

Sie stockte und blickte zum Fenster hinaus. Langsam füllten sich ihre großen Augen mit Tränen.

Dem Baron Bruno v. Hasselrode wurde ein wenig unbehaglich. Blödsinnige Gefühlsduselei! O, diese Weiber! Diese Weiber!

„Dein Mitleiden mit fremden Leuten ehrt dich. liebe Nichte —" sagte er mit erzwungener Sanftmut, während es in seinen Zügen zuckte vor mühsam verhaltenem Ärger.

„Fremde Leute, Onkel?" wiederholte Irmgard vorwurfsvoll. „Meine nächsten Verwandten — Frau und Kind meines Großvaters — fremde Leute?"

„Wer weiß, wo sie gestorben und verdorben sind!"

„Die Tochter war heute bei mir, Onkel!"

„Glaubst du noch immer an das Märchen?"

„Es ist kein Märchen, Onkel. Es ist die Wahrheit. Ich werde mit meinem Vater darüber sprechen. Er muß der armen Frau Alsen eine jährliche Rente aussetzen — zehntausend, zwanzigtausend Mark! Oder mehr! Er wird das Geld nicht vermissen, er hat ja genug davon!"

Wieder flackerte es unstet auf in Bruno Hasselrodes Augen. Ein paarmal fuhr er sich über die Stirn, als quälte ihn etwas — öffnete er die Lippen und schloß sie wieder, als wollte er etwas sagen, scheute sich jedoch, es auszusprechen.

„Liebe Nichte —" sagte er endlich, und seine Stimme klang verschleiert, als übermannte ihn die Bewegung — „ich muß dir etwas mitteilen. Beim ersten Anblick deines Vaters nach meiner Rückkehr aus Brasilien schon erschrak ich über sein Aussehen. Ich ahnte, daß er krank ist. Ich habe ihn seitdem beobachtet, habe mich sogar hinter Eueren Hausarzt, den Dr. Hartung gesteckt, und ich weiß jetzt, daß ihm jede Aufregung fern gehalten werden muß. Dein Vater ist krank, Irmgard — ernstlich krank!"

Irmgard war zuerst keines Wortes mächtig. Die furchtbare Mitteilung lähmte momentan ihr ganzes Denken....

Dann fielen ihr Momente ein in dem Wesen des Vaters ... seine oft geisterhafte Bläße... das plötzliche Zittern seiner Hände... ja, manche für sie bis dahin unverständliche Andeutungen und Bemerkungen — und kaltes Entsetzen packte sie, eine namenlose Angst um das Leben des geliebten Vaters....

Baron Bruno v. Hasselrode war doch betroffen, als er die Wirkung seiner Mitteilungen gewahrte. Das hatte er nicht beabsichtigt... nein, das nicht.... Nur dem dummen Mädel ausreden wollte er, daß sie zu dem Vater über die Geschichte sprach — dem Vater, der ebenso albern und „gefühlsduselig" war wie seine Tochter....

„Liebe Nichte —" versuchte er zu trösten, indem er die Hand auf ihre Schulter legte — „ängstige Dich nicht gleich! Wenn Deinem Vater jede Aufregung erspart bleibt, kann er noch lange leben... viele, viele Jahre "—

Unwillkürlich schreckte Irmgard zurück vor der Berührung. Sie wußte selbst nicht, welch eigenes Gefühl sie plötzlich befiel gegenüber dem sonst stets verehrten Onkel.

„Warum — warum würde den Vater meine Erzählung so sehr erregen, daß es seiner Gesundheit schaden könnte, Onkel Bruno?" fragte sie langsam, jedes Wort scharf betonend. „Du sagst selbst, er habe sich in der ganzen Sache sehr korrekt benommen!"

„Weil — hm, weil die Erinnerung an die Vergangenheit ihn stets mächtig angreift. Er liebte deine Mutter leidenschaftlich. Sie starb in jener Zeit — du verstehst mich, liebe Nichte —"

Irmgard nickte. Groß, forschend blickten ihre voll aufgeschlagenen Augen in die tiefliegenden, stechenden ihres Onkels.

Kurze Zeit hielt Bruno Hasselrode den ruhigen Blick dieser unschuldigen Mädchenaugen aus. Dann hüstelte er verlegen

Seine Lider senkten sich.

„Du versprichst mir also, dem Vater nichts zu sagen?"

„Wenn es für seinen Gesundheitszustand durchaus nötig ist —"

„Es ist nötig."

„So verspreche ich es."

Täuschte sich Irmgard? Oder zuckte wirklich etwas wie Triumph über die Züge des Mannes da vor ihr?

Peinlich berührt sah sie dem Onkel nach, wie er nach jovialem Gruß mit katzenartiger Geschmeidigkeit, fast unhörbar, das Zimmer verließ.

V.

Baron Bruno v. Hasselrode hatte entschieden seit einiger Zeit etwas von seiner gewohnten, überlegenen Ruhe eingebüßt.

Nach außen hin freilich war er noch immer der aalglatte Weltmann, der für alles ein spöttisches Achselzucken oder ein joviales Lächeln hatte. Wer ihn aber in seinen Privatgemächern hätte beobachten können, würde bemerkt haben, wie er gar oft vor seinem großen Kristall-Ankleidespiegel stand und sorgfältig seine Züge studierte. Wie dann auch wohl ein selbstgefälliges Schmunzeln seine dünnen Lippen umspielte und er zufrieden zwischen den Zähnen murmelte: „Recht so! Die Maske ist noch da! Nur nie sein wahres Gesicht zeigen! In dieser Lebensklugheit besteht der ganze Erfolg der meisten Menschen! Selbst wenn man allein ist, ohne Augen ringsum, die einen beobachten, ohne Ohren, die jeden Laut auffangen — nie sollte der wahrhaft Kluge seine Maske lüften, weder Tag noch Nacht!“

Was mochte diesen sonst so selbstherrlichen Mann plötzlich aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht haben?

Etwa die großen, fragenden Augen seiner Nichte Irmgard? Oder die jetzt wiederholt stattfindenden privaten Gespräche mit ihrem Vater, nach denen der ältere Bruder stets totenbleich, mit tiefgebeugtem Haupt und zitternden Händen aus dem Arbeitszimmer kam, während der jüngere nur mit Mühe den aufsteigenden Ärger zurückzudämmen vermochte? Oder die seltsame Geschichte, die ihm das dumme Mädel erzählt hatte von dem Auftauchen der Tochter jenes Weibes, das doch längst im Grabe ruhte? . . .

Oder alles zusammen? . . .

Öfter denn je zog Baron Bruno seinen Spiegel zu Rate, studierte er seine undurchdringlichen Züge, murmelte er sein: „Recht so! Die Maske ist noch da! Nur nie sein wahres Gesicht zeigen —“

Auch heute wieder hatten die beiden Brüder, wie jetzt so oft, eine lange Unterredung „unter vier Augen“. Auch heute wieder schienen sie, wie gewöhnlich, verschiedener Meinung zu sein.

Als Bruno das Arbeitszimmer seines älteren Bruders verließ, wandte er sich noch einmal auf der Schwelle um.

„Also du willst wirklich nicht, Herbert?“

„Nein.“

„Das ist der reine Eigensinn. Bedenk nur — eine halbe Million! Welch ein Vorteil für unser Geschäft!“

„Ich sagte dir schon, Bruno — ich gebe meine Hände nicht wieder zu so etwas her. Das eine Mal, daß ich es tat, hat mir —“

Hastig trat Bruno ins Zimmer zurück und schloß die Tür. Seine Brauen waren finster zusammengezogen.

„Schweig!“ zischte er. „Willst du uns ins Unglück stürzen? Die Wände haben Ohren! . . . Wenn zum Beispiel dein Herr Schwiegersohn, der — Staatsanwalt —“

Ein müder, unsäglich trauriger Ausdruck breitete sich auf die weichen, edelgeschnittenen Züge des alten Mannes. Noch tiefer senkte er das graue Haupt, als drückte ihn eine schwere Last zu Boden. Sein Atem ging hastig und stoßweise.

Beunruhigt legte Bruno die Hand auf den Arm des augenscheinlich Schwerleidenden.

Doch mit einer stumm-beredten Geste bat Baron Herbert den Bruder, sich zu entfernen.

Als Bruno die Tür hinter sich zugezogen hatte, verharrte Herbert noch eine Zeitlang still, in sich versunken auf derselben Stelle. Er war totenbleich. Seine Lippen zitterten . . .

Nach und nach löste sich die Starrheit von seinem Körper.

Langsam schritt er auf seinen eichengeschnitzten Schreibtisch zu, sich dabei wie stützesuchend an den Möbeln entlang tastend.

Vor der Photographie einer auffallend schönen Dame, deren große dunkle Augen hochmütig aus dem goldenen, mit Rubinen verzierten Rahmen blickten, blieb er stehen. Ein fast anbetender Ausdruck verklärte seine müden Züge, als er die Photographie in die Hand nahm und sie anschaute — lange — lange — —

„O, meine Juliane!“ murmelte er fast schluchzend in sich hinein. „Wenn ich die Gewissensbisse nicht mehr ertragen kann, wenn ich glaube, umsinken zu müssen vor Scham und Reue, dann flüchte ich zu dir — zu dir, für die ich zum Verbrecher wurde. Dein Anblick hebt mich wieder empor aus der Verzweiflung. Das Bewußtsein, dir deine letzten Lebensjahre vergoldet zu haben, stärkt mich und macht mich fähig, mein Kreuz bis zu Ende zu tragen. O, Juliane! Juliane!“

Leichte Schritte weckten ihn aus seiner schmerzlichen Versunkenheit.

Hastig wischte er sich über die Augen. Dann stellte er die Photographie wieder an ihren gewohnten Platz.

Als gleich darauf Irmgard, frisch und lieblich wie stets, eintrat, fand sie ihren Vater, anscheinend in seine Zeitung vertieft, am Fenster sitzen. Sein Gesichtsausdruck war ruhig; doch färbte lebhafte Röte sein Gesicht.

Erleichtert atmete Irmgard auf. Seit Onkel Bruno ihr mitgeteilt, daß ihr Vater leidend, ja, schwer leidend sei, beobachtete sie ihn angstvoll.

Doch sie fand keine beunruhigenden Symptome. Ach, sie ahnte nicht, welche Anstrengung es dem alten Manne kostete, seinem Kinde stets ein gleichmäßiges, zufriedenes Gesicht zu zeigen; ahnte nicht, daß die augenblickliche, übergesunde Röte nur die Reaktion der vorherigen geisterhaften Blässe war, daß ihm das vorhin stockende Herzblut jetzt mit doppelter Geschwindigkeit zu Kopfe schoß.

„Lieber, lieber Vater!“ schmeichelte sie, indem sie den Arm um seinen Hals legte und ihre runde Wange an seine eingefallene schmiegte. „Ich sah vorhin den Onkel mit rotem Kopf dein Arbeitszimmer verlassen. Ich fürchtete schon — Meinungsverschiedenheiten . . . . Du hättest dich vielleicht aufgeregt —“

Wieder umspielte jenes rührend traurige, fast hilflose Lächeln die Lippen des alten Mannes.

„Nein, mein Kind. Im Gegenteil. Onkel Bruno hat mir einen trefflichen Vorschlag gemacht. Er hat bei mir ein gutes Wort für dich eingelegt.“

„Ein gutes Wort? Für mich?“

„Ja. Er meinte, es sei grausam von mir, den Tag deiner Vermählung ins ungewisse zu verschieben, nur weil ich mich noch nicht entschließen könne, dich von mir zu lassen.“

„Und du, Vater?“

„Er hat mich überzeugt, mein Kind. Ich lege Eurer baldigen Vermählung nichts mehr in den Weg. Stelle den Tag mit deinem Bräutigam fest — je eher, desto besser.“

Irmgard war überglücklich. Ihre lebhafte, frisch und ursprünglich empfindende Natur drängte sie, dem geliebten Manne so bald wie möglich anzugehören, und trotz ihrer innigen Liebe zum Vater sehnte sie den Tag ihrer Vermählung herbei.

Und nun schien dieser ersehnte Zeitpunkt gekommen zu sein! Jubelnd tanzte sie im Zimmer umher — unter Lachen und Singen. Und der alte Mann freute sich am Glück seines Kindes, dabei seine eigenen Sorgen und Schmerzen vergessend.

Die kleine Mißstimmung, die sich an jenem Tage, an dem Salomea Alsen der jungen Baronesse Irmgard v. Hasselrode ihre trübe Lebensgeschichte erzählt hatte, zwischen die Verlobten gedrängt, war noch nicht ganz geschwunden, obgleich bereits mehr denn eine Woche vergangen war.

Äußerlich war freilich alles beim alten geblieben. Tagtäglich kam der junge Staatsanwalt wenigstens auf ein Stündchen nach der Villa Hasselrode und scherzte und plauderte mit seiner Braut wie früher.

Und doch fühlten beide im tiefsten Innern: eine leichte Wolke hatte sich zwischen sie geschoben, die den freien Blick von Seele zu Seele wie mit einem Schleier verhüllte.

Mehr als die noch ganz kindlich-unbefangene junge Braut litt Heinz Lingstedt unter dieser leisen Verstimmung.

Der junge Staatsanwalt war ein ganz eigenartiger Charakter. Ehrenmann durch und durch, beseelt von einem fast starren Pflichtgefühl und strengsten Grundsätzen, neigte seine überaus skeptische Natur leicht zum Mißtrauen. Und dieser Skeptizismus trieb ihn oft mit unwiderstehlicher Gewalt dazu, sobald er bei irgend einer Sache auch nur einen Schimmer von Unwahrscheinlichkeit, von Verstecktheit oder Heimlichkeit entdeckte, diesem Schimmer nachzuspüren, bis er den Ursprung ergründet hatte.

Schon als Kind hatte er durch seine Gründlichkeit, seinen außergewöhnlichen Spürsinn, die Mutter oft der Verzweiflung nahe gebracht. Kein unbedacht hervorgesprudeltes Wort, keine noch so harmlose Bemerkung, kein bedeutungsvoller Blick war seinem kindlichen Ohr und Auge entgangen. Er dachte und grübelte . . . fragte und forschte . . . kombinierte und zergliederte so lange — bis er der für ihn mysteriösen Sache auf den Grund gekommen war.

Daß dieser so eigenartig veranlagte Jüngling sich die Juristerei als Lebensberuf erwählt hatte, war unter solchen Umständen wohl natürlich. Sorgfältig gehüteten Geheimnissen nachzuspüren, verworrene Fäden entwirren und wieder zusammenspinnen, kniffeliges Belastungsmaterial sammeln und zu einem klaren Ganzen zusammenzufügen — das bildete seit Jahren Heinz Lingstedts Lebensziel.

Was diesen ernsten, fast schweigsamen Mann vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an zu der jungen Baronesse Irmgard v. Hasselrode hingezogen hatte, war ihre vollkommene Unbefangenheit, ihre natürliche, offene Art, sich zu benehmen. Bei ihr gab es nichts Verstecktes, nichts Berechnendes, nichts Geheimnisvolles.

Gerade der schroffe Gegensatz in den Naturen der Verlobten hatte neben ihrer aufrichtigen Neigung zueinander bisher das festeste Bindemittel zwischen ihnen gebildet.

Um so peinlicher hatte Heinz Lingstedt die plötzliche Erkenntnis berührt, daß es in der Seele seiner Braut ein Winkelchen gab, das er nicht kannte, daß augenscheinlich auch diese heiter-offene Mädchennatur etwas zu verbergen hatte.

Wiederholt schon hatte ihm die Frage auf den Lippen geschwebt, warum sie ihn damals, als er sich nach dem Grunde ihrer Verstimmung erkundigte, so bestimmt zurückgewiesen; was es war, das ihr klares Auge seitdem öfters wie mit einem Schleier überschattete ...

Doch immer wieder war er davor zurückgebebt. Es widerstrebte ihm, die Geliebte durch unerwünschte Fragen, die wie Mißtrauen aussehen könnten, zu verletzen.

Heute jedoch trieb es ihn mit Allgewalt zu einer Aussprache mit seiner Braut.

Es war ein trüber, gewitterschwüler Tag. Dunkle Wolken ballten sich zusammen — eine seltene Erscheinung am Frühlingshimmel.

Früher als sonst kam Heinz Lingstedt nach der Villa Hasselrode. Es drängte ihn mächtig, seine Braut zu umarmen, in ihr klares Auge zu blicken, ihren festen, warmen Händedruck zu fühlen. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Erste Liebe.

Skizze von Lothar Schmidt.

Ein neues — oder, wenn man will, sehr altes Gesellschaftsspiel. Jeder von uns bejahrten Tischgenossen sollte nach dem Kaffee irgendeine Begebenheit aus seinem Leben erzählen. Nun kam auch an mich die Reihe:

Von meiner ersten Liebe, so gut ein Sechzigjähriger, ohne lange nachzudenken, sich daran erinnern mag, will ich Ihnen, verehrte Damen und Herren, erzählen. Turgenjeff, mein großer russischer Kollege, berichtet einmal, daß die Amme seine erste Liebe gewesen. Das ist natürlich Scherz. Manche mögen ja freilich zeitig angefangen haben, der Liebe Leid und Seligkeit zu verspüren. Ich aber zählte bereits ein Dutzend Jahre, als es über mich kam. Sie hieß Regina und war ein schönes, schlankes, schwarzes Mädchen von südlichem Typ, obwohl sie nur aus Grätz in Posen stammte, wo das berühmte Grätzer Bier herkommt — wissen Sie? — das so wunderbar schäumt, nach Rauch schmeckt und noch nie einen Sterblichen trunken gemacht hat. Regina war in meine märkische Vaterstadt hergereist zu ihrer verheirateten Schwester, der Frau eines Dachpappenfabrikanten, um hier ihre letzten Schuljahre zu absolvieren und gleichzeitig wohl auch ein bißchen Hauswirtschaft zu lernen. Ihr erster Anblick war für mich entscheidend. Er fand unter nicht alltäglichen Umständen statt. Ich verliebte mich sozusagen bei bengalischer Beleuchtung. Eines Abends im Sommer war vor den Toren der Stadt ein großes Schadenfeuer ausgebrochen. Was so ein Unglück Jungen in dem Alter für einen Heidenspaß macht, das rufen sich vielleicht die Herren mit den grauesten Köpfen noch ins Gedächtnis zurück. Hinter der Feuerspritze rasten wir Buben wie die Besessenen dahin, wo der Himmel in blutige Glut getaucht war. Die Dachpappenfabrik des Herrn N... stand in Flammen. Mächtige Feuergarben schossen durch ein Gewölk von Qualm aus dem Gebäude hervor. In gebührender Entfernung von dem Brand stand ein Paar; ein Mann, wie festgebannt, mit verschränkten Armen; und an ihn gelehnt, bebend vor Angst, ein kleines Mädchen, aus deren weit aufgerissenen dunklen Augen der Widerschein der Flammen zuckte. Jetzt, ganz von ungefähr, irrte ihr Blick ab, auf mich. Ich kann nicht beschreiben, was in mir vorging. Die anderen Jungen schafften hurtig Wasser herbei, halfen die Pumpen in Bewegung setzen, lärmten und johlten. Ich aber rührte mich nicht von der Stelle.

Erst als die Fabrik auf die wenigen Umfassungsmauern niedergebrannt war, gingen die Beiden nach Hause. Ich auch.

Nachts weckte mich mein älterer Bruder: „Was quatschst du denn in einem fort: Regina? Regina? Laß mich doch schlafen!"

Am nächsten Tage, in der Lateinstunde, bildete ich das furchtbare Perfektum venivi. Was das bedeutet, meine Damen und Herren, das mögen Sie sich von kundigen Quartanern erklären lassen. Es war überhaupt das größte Verbrechen gegen den heiligen Geist der Grammatik. Daß ich nachher in der Geographie die königliche Haupt- und Residenzstadt Breslau auf der Karte von Kleinasien suchte, war ein harmloses Versehen dagegen.

Reginas Verwandte wohnten in einem Eckhaus am Marktplatz. Dort, an einem Fenster des ersten Stockes über dem Laden des Kolonialwarenhändlers Siebenlist, war sie, auf erhöhter Estrade sitzend und mit einer Handarbeit beschäftigt, fast jeden Nachmittag im Halbformat sichtbar. Wie oft ich stundenlang im Quadrat um das Rathaus herumging — wer hätte das zählen mögen? Und wurde meine Ausdauer auch nur einmal durch den Anblick des schwarzbezopften Mädels hinter der Gardine belohnt, so war schon die Seligkeit groß. Zuweilen tauchte neben dem Kopf Reginas auch der eines riesigen Bernardinerhundes auf. Das Tier hatte die Vorderpfoten auf dem Fensterbrett und verfolgte mit Interesse die Vorgänge auf dem Markte. „Ach, wenn ich bloß der Hund wäre!" dachte ich. Nicht nur, weil die feine, weiße Hand Reginas mir dann manchmal den Schädel gekraut hätte, sondern weil ich auch immer in ihrer Nähe hätte sein dürfen. Und wirklich, in meiner Phantasie war ich dieser glückliche Bernhardiner. Treu lag ich zu Reginas Füßen, jedes Winkes gewärtig. Ich schützte sie vor Gefahren, die meine Romantik erfand. Und einmal sprang ich einem Kerl an die Kehle, der ihr heimlich die schwarzen Zöpfe abschneiden wollte.

Eines Tages, an dem ich vergeblich Reginas Erscheinen am Fenster erwartete, winkte mich der Kolonialwarenhändler Siebenlist herbei. Er stand wie gewöhnlich mit seiner langen Tabakspfeife vor der Tür: „Du kleener Schmidt, was rennste denn eegentlich wie'n wahnsinniger Häring um den Markt? hä? Haste denn jarnischt zu arbeeten?"

Ich wurde rot bis an den Hals.

„Machst woll dem Mächen da oben Fensterpromenaden, du Lausebengel? Wart', das werd' ich deinem Vater sagen, damit er dir ordentlich das Fell jerbt. Ein nettes Früchtel biste! Weeste denn übrigens nich, daß sie den Dachpappenfritzen heut' früh einjelocht haben, weil er selber seine Fabrik hat angezunden?"

Ich weiß nicht, wie mir geschah. Es war, wie wenn plötzlich alles Blut aus mir wich und mein Körper ganz ohne Gewicht wäre. Ich wollte etwas sagen, wollte dem Manne ins Gesicht schreien, daß er lüge. Ich brachte kein Wort heraus.

Als ich mich wiederfand, lag ich auf meinem Bette und heulte.

— — — — — — — — — — —

Das kleine Nest war bald voll von der Skandalaffäre. An den Fenstern des Eckhauses am Marktplatz heruntergelassene Jalousien. Regina und ihre Schwester samt dem Bernhardiner waren, so hieß es, zu den Eltern nach Grätz gefahren, während der Dachpappenfabrikant im Zellengefängnis des Amtsgerichts seiner Aburteilung harrte.

Ich konnte und konnte an seine Schuld nicht glauben, an ein Verbrechen von Reginas Schwager.

Weil ich blaß und elend war, bekam ich von meiner Mutter jetzt jeden Tag ein rohes Filetbeefsteak und ein Glas Ungarwein. Das schmeckte mir zwar sehr gut, aber zu trösten vermochte es mich nicht.

Heimlich nahm ich mir den Schulatlas vor und suchte mit dem Finger die Stadt Grätz in Posen. Ich starrte auf den Namen und dachte an Regina. Und wenn der Mond des Abends in unsere Schlafstube schien, dann war er mir derselbe Mond, der zur selben Sekunde auf Regina in Grätz herniederblickte.

Monate vergingen. Die Gerichtsverhandlung fand statt. Der Dachpappenfabrikant wurde glänzend freigesprochen. War das ein Jubel in meiner Seele!

Aber Regina kehrte nicht zurück.

Ein altes Mütterchen saß fortan auf der Estrade am Fenster.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich für ein anderes Mädel schwärmte.

Diesmal war es ein blondes — —

Dies, meine Damen und Herren, war meine erste Liebe.

Ich bezahlte sie mit einem zweijährigen Aufenthalt in der Quarta.

Ein deutsches Bauerngehöft im Netzegau

um die Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Das Wohnhaus ist aus mächtigen Blöcken, Schottblöcken, die vor Alter schwarzbraun geworden sind, mit gelben Harzstreifen und Moosansatz, fest gefügt und mit Stroh bedeckt. Es steht mit dem Giebel nach der Straße. Der Giebel ist aus Brettern gemacht, die durch drei herzförmige, in Dreieckform angeordnete Löcher Licht auf den Boden lassen; ihn krönen die roh ausgesägten Pferdeköpfe der Windlatten. Wir treten zunächst in das „Vorhaus", einen auf zwei oder drei Seiten offenen Vorraum. Kräftige Stiele und kunstvoll geschweifte Bogen tragen den Boden. Bei den großen Bauernhäusern zieht sich das Vorhaus über die ganze Giebelseite hin. Vom Deckbalken grüßt den Ein-

tretenden der kunstvoll eingehauene Hausspruch, z. B.: Ich will den Herrn loben so lange ich lebe, und meinem Herrn Lob singen, weil ich hier bin. denn er hat große Wohltat an mir gethan, deß bin ich fröhlich und preise seine Güte ewiglich. Bauherr Martin Manthey Anno 1820, den 29.ten Juny.

Lobe den HERRN, meine seele. HERR mein Gott du bist herrlich geschmückt. Ich will dem HERRN singen mein lebenlang und meinem Gott loben, solange ich bin Psalm 104 V 33 * B H Christoph Dumdey B M. J S d 7. May ANNO 1802.

Die kleinen Häuslerwohnhäuser haben nur ein halbes Vorhaus am Hofe. Über dem Eingang steht nur der Name des Bauherrn und der des Baumeisters, z. B. B H A P B M J S ANNO 1810 den 29 APRILL. Der Krug steht mit der Breitseite an der Straße und hat ein Vorhaus an der ganzen Breitseite. Im Vorhaus sind Bänke zum Sitzen am Sonntag nachmittag. Wir machen die „Vordertür" auf, die nicht in der Mitte, sondern an der dem Hofe zugewandten, nehmen wir an auf der linken Seite, angebracht ist. Ein langer dunkler Hausflur öffnet sich. Rechts ist die Leibgedingerstube. Geradeaus führt die Tür zur Wohnstube. Davor geht es rechts in die Küche, das ist der Raum des Mantelschornsteins. Da schaut der Himmel herein und der Regen fällt herab, oben hängen die Würste und Speckseiten im Rauche, der durch die Öffnungen seitwärts vom Herde und Ofen kommt. In der Küche wird nur für das Vieh gekocht. Links führt die „Hintertür" auf den Hof. Daneben geht die Treppe auf den Boden. Unter der Treppe hausen die Hühner.

Die **Wohnstube** ist groß, aber niedrig und wegen der kleinen Fenster, vor deren einem ein Myrthenbäumchen steht, nicht sehr hell. Es steht ein schwerer eichener Tisch darin, Bänke und Schemel (Bretterstühle) vor den Betten. Ein Wandschrank, eine kunstvoll geschnitzte oder bemalte Lade, ein „Löffelschrank" (d. h. unten verschließbares Spind und oben offener Schrank, auf dessen Brettern hinten die bunten, mit Sprüchen bemalten Teller, Schüsseln, Tassen und Kannen und vorne in Schlitzen die Löffel parademäßig aufgereiht sind), eine Wanduhr mit schweren Gewichten, oft im langen, schmalen Uhrschranke, und eine Bank um den Ofen machen die ganze Ausstattung aus. Der Ofen steht nicht in einer Wandecke, sondern dicht am Herde; hinter ihm ist ein schmaler Raum, die Hölle. Da steht eine Bank am Ofen für den Großvater oder Vater und der Milchschrank. Auf dem Herde ist nicht viel Kochgeschirr zu sehen. Eine eiserne Kochplatte, einen verschließbaren Feuerraum suchst du vergeblich. Auf eisern'em Dreifuß steht oder hängt der Topf oder Kessel. Darunter brennt mit hellem Leuchten das Feuer. Der Rauch geht in den offenen Schornstein. Manchmal stößt der Wind herab und treibt Ruß, Rauch und Flamme in die Stube, oder der Regen löscht das Feuer aus. In einer Ecke der Stube ist eine Kammer abgeschlagen. Von der Wohnstube führt eine Tür, meist durch die Mägdekammer, in den Pferdestall. An diesen schließen sich die anderen Stallungen, oft ist für sie auch schon ein besonderes Gebäude aus Lehmfachwerk aufgebaut.

Der **Hof** ist viereckig und schmal. Die Auffahrt befindet sich neben dem Vorhaus. Sie hat mächtige hohe Tore wie Scheunentüren und ist mit einem Strohdach überdeckt. Dieser überbaute „Torweg" ist also ein „Schauer"[1]). Da hängen an den Seiten die Leitern und andere Geräte „im Trockenen" über Nacht, und wenn ein Unwetter aufzieht, wird der beladene Erntewagen untergefahren, und dem Fuhrmann auf der Straße wird hier eine schützende Unterkunft geöffnet. Der Einfahrt gegenüber schließt die Bretterscheune den Hof ab. Meist liegen zwei Bauernwirtschaften aneinander. Die Scheunen stoßen aneinander und sind nur durch eine Bretterwand getrennt. Ein Bretterzaun teilt die beiden Höfe und den „**Pütt**"[2]). Das Brunnenloch, durch große Steine und einen Balkenkasten abgedämmt, ist gemeinsam, aber jeder hat einen besonderen „Püttschwengel". In einiger Entfernung vom Brunnenloche ist ein Stiel eingegraben. Auf diesem dreht sich wagerecht zum vierkantigen Brunnenkasten ein schwerer Balken. Auf dem dem Brunnen abgewendeten Ende ist er durch einen darauf genagelten Holzklotz beschwert, der den Balken nach dieser Seite nach unten zieht, an dem andern Ende hängt in einem Ringe eine runde, glatt gehobelte Stange, die unten den schweren Holzeimer trägt. In Ruhe sieht der Püttschwengel aus etwa wie eine an einen Stock gelehnte Peitsche — im kleinen. Der Eimer hängt gerade über der etwa meterhohen hölzernen Brüstung. Willst du Wasser haben, dann mußt du an der Eimerstange ziehen, bis der Eimer unten schöpft. Das Hinaufziehen des Eimers ist nicht schwer, das schwere Balkenende hilft dir wacker. Ja, wenn der Eimer nicht ganz gefüllt ist, mußt du aufhalten, sonst ist er, ehe du dich's versiehst, im Ruck oben, und du wirst von oben bis unten von dem hin und her schwenkenden Eimer naß gemacht. Immer ruhig und gemächlich! Der heraufgeholte Eimer wird auf die Brüstung gestellt und das Wasser in die darunter gestellten Eimer gegossen. Diese Wassereimer sind auch aus Holz und schwer. Zum Tragen wird darum eine hölzerne, mit einem dem Nacken angepaßten Mittelstück und mit herabhängenden, in Haken auslaufenden Ketten versehene „Trage" benutzt. An diesem Brunnen begrüßen sich morgens die Nachbarn, da plaudern sie am Mittag und Abend, da kichern und scherzen Nachbars Kinder und Gesinde, begrüßen sich gegenseitig und langen wohl auch, „wenn's keiner nicht sieht", zu Umarmung und Kuß über den Zaun. Da zanken sich aber auch mit bitter bösen Worten die entzweiten Nachbarn, und auf dem Zaune kämpfen die beiderseitigen Hähne den Streit um die Oberherrschaft aus, bei dem sie des öfteren im offenen Brunnen ein Ende finden. Nicht weit vom Pütt steht der „Wasserkumm", ein ausgehauener großer Baumstamm, zum Tränken des Viehes.

Auf dem Hofe in der Nähe des Pferdestalles befindet sich der Dunghaufen und in einer der Reihe nach wechselnden Zaunecke hinter der Scheune der Abtritt, bestehend aus einem ausgegrabenen Loche und einer in Kniehöhe über die Eckplanken gelegten Stange. Hinter der Scheune erstreckt sich der „Achterhof" mit Frühkartoffeln und Grünfutter, und hinter dem Stall befindet sich der Obstgarten mit den gewaltigen Kruschkenbäumen. Deren Stamm können drei Männer nicht umfassen; sie sind aber meist innen morsch, in den Astlöchern nisten die Vögel, und das Schütteln ist mit Lebensgefahr verbunden. Die kleinen gelben „Augstbirnen"*) müssen meist von selber abfallen, und wer am frühsten aufsteht, kann die meisten aufsammeln. Dem Hause zu liegt die Bleiche, der Gemüse- und der Blumengarten mit weißen Lilien, Fuchsschwanz, Narzissen, Tulpen, Salbei, Stockrosen, Thymian, Georginen, Astern usw.

Fr. Just.

[1]) Schur vgl. Scheune.
[2]) Vgl. das Wort Pfütze.

Zwillinge, Drillinge, Vierlinge, Fünflinge.

Hin und wieder berichten die Zeitungen von Drillings- und Vierlingsgeburten. Selten aber macht sich der Leser eine Vorstellung davon, welche Aufgabe der Eltern solcher Mehrgeburten wartet, wenn die Kinder am Leben bleiben. Stellen wir uns aufwachsende Fünflinge vor: Drei Kinderwagen sind nötig. soll dieser Nachwuchs gleichzeitig spazierengefahren werden. Ein Riesentopf Milch (wir denken mit Schaudern an den Preis!) wäre nötig, die fünf kleinen Erdenbürger zu sättigen. Wieviel Arbeit, Unruhe und Sorge macht ein Kindchen; man verfünffache diese Mühen und denke sich gleich auch noch die fünffachen Kosten hinzu! Fünf Kinder gleichzeitig in die Schule einzuführen und später mit dem Nötigen zur Konfirmation zu versehen — ein Vergnügen! Zum Glück, möchte man fast sagen, bleiben selten alle Mehrgeburten am Leben. Sehr oft kommen sie als Frühgeburten zur Welt, beinahe immer sind Mehrkinder schwach veranlagt. Westergaard beobachtete 279 Zwillingspaare auf ihre Lebensaussichten hin und fand, daß beinahe zwei Drittel davon starben. Von Drillingen kommt noch nicht ein Drittel über die ersten Lebensjahre hinweg. Vierlinge und Fünflinge aber sind nur ausnahmsweise am Leben zu erhalten. Was die Häufigkeit der Mehrgeburten betrifft. so kommt eine Zwillingsgeburt auf etwa 80 einfache Geburten. Bei Drillingen ist das Verhältnis 1 : 7500, bei Vierlingen 1 : 500 000. — Von Fünflingen sind bisher nur 27 Fälle bekannt geworden. Sie betrafen zumeist Landkinder; die Mütter waren von kräftiger Statur. Gewaltiges Aufsehen erregten gegen Ende des 18. Jahrhunderts die 87 Kinder des Muschiks Fedor Wassiljew, der zum Nikolaikloster an der Kaschirka im Kreise Schwiski in Rußland gehörte. Wie Hermann in seiner statistischen Schilderung von Rußland erzählte, gebar Wassiljews erste Frau 27mal, und zwar insgesamt 69 Kinder; vier Geburten waren Vierlinge, sieben Drillinge, 16 Zwillinge. Seine zweite Frau hatte acht Geburten, und zwar brachte sie zwei Drillinge und sechs Zwillinge zur Welt. Wir sagten, daß Mehrkinder weniger lebensfähig sind als Einkinder. Bei der Familie des Muschiks Wassiljew war das anders. Nach Mitteilung im medizinischen Vademecum vom Jahre 1796 lebten, als der Muschik (1782) hochbetagt starb, von den 87 Kindern noch 83. Zum Schlusse noch etwas Seltsames: 1912 gebar in der Universitätsfrauenklinik in München eine weiße Frau Zwillinge, von denen eines ein schwarzes, das andere ein weißes Mädchen war. Der Vater war ein Neger.

Dr. G. Weizmann.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.